

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Band: 17 (1886)
Heft: 1

Artikel: Was unser Volk liest
Autor: Steiger, U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-259330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was unser Volk liest.

Referat, gehalten an der Versammlung der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft den 7. September 1885 in Schönengrund von
A. Steiger, Pfarrer.

Was unser Volk liest — vielleicht, daß ebenso zeitgemäß wie dieses Thema die Behandlung der Frage gewesen wäre: Was unser Volk isst. Jedenfalls verlangt die Volksernährung, um deren Hebung die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft sich bereits anerkanntswerte Verdienste erworben hat, die aber immer noch im Argen liegt und mit dem Alkoholismus eng verknüpft ist, die fortgesetzte Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde und Patrioten, der gemeinnützigen Vereine und des Staates.

Allein abgesehen davon, daß zur Behandlung dieses Gegenstandes der Sprechende nicht der rechte Mann gewesen wäre, war es wohl Ihrem Komite, als es dem heutigem Thema den Vorzug gab, es dürfe über dem Materiellen nicht das Ideelle, über dem Körper nicht der Geist vergessen werden. Und in der That — so viel von der leiblichen Ernährungsweise für das Gesamtwohl des Volkes abhängt — zum wenigsten ebenso wichtig ist das andere, welche geistige Nahrung ihm zugeführt wird. Eine Hauptquelle der letztern ist nun aber unstreitig die Lektüre. Was das Lesen und die Bücher doch für eine Rolle spielen! Die Bücher sind die wichtigsten Schullehrmittel, die ersten Gehülfen aller Wissenschaften, die Boten, durch welche der gelehrte Forscher seine Resultate und Entdeckungen der übrigen Welt kundtut. Aus den Biographien großer Männer wissen wir, wie ein Buch oft der Schlüssel war, der ihre reiche Innenwelt erschloß und auf ihre ganze Geistesrichtung bestimmend einwirkte. Der gebildete Jüngling nährt auch heute seine Ideale zumeist an den Schriften großer

Dichter und Denker. Das Lesen ist für Tausende fast die einzige Fortbildungsschule, in der sie ihre Schulkenntnisse einigermaßen befestigen und erweitern. Aus den Büchern schöpfen wir die Kenntnis der Vergangenheit. Lesend leben wir die großen Ereignisse der Gegenwart mit, nehmen wir teil an allen Fragen und Ideen der Zeit, bleiben wir im geistigen Kontakt mit den entfernten Gliedern unseres Volkes und mit andern Völkern. Das Lesen ist es, das nicht allein, aber hauptsächlich unsern Anteil an den idealen Gütern vermittelt, das uns die goldenen Früchte mitgenießen läßt, welche die Edelsten und Besten aus der Welt des Geistes heruntergeholt haben. Und wenn es auch solche gibt, die vor lauter Lesen nicht zum eigenen Denken und Beobachten kommen, und wenn es auch einseitig und unrichtig wäre, in der Lektüre einen untrüglichen Gradmesser für das geistige Leben des Einzelnen oder eines Volkes erblicken zu wollen und von dem, was oder gar wie viel einer liest, gleich zu schließen auf das, was er ist, so bleibt doch so viel wahr, daß derjenige, der gerne gute, gehaltvolle Bücher liest, damit ein Interesse für das geistige Leben bekundet, daß dagegen da, wo jahrein jahraus nichts gelesen wird, als etwa der Inseratenteil einer Zeitung, meist auch Apathie gegenüber allem Idealen, Gleichgültigkeit und geistige Stumpfheit zu Hause ist.

Auf der andern Seite, — wie manches schuldlose Gemüt ist durch schlechte Bücher schon vergiftet, wie manchem durch überspannte Romane Kopf und Herz verrückt worden! Wie manchen jungen Menschen hat das Lesebedürfnis, das, nicht in den richtigen Schranken gehalten, sich zur Lesewut steigerte, von der nüchternen Arbeit und schlichten Pflichterfüllung abgezogen und zum müßigen Träumen und Schwärmen, zum bloßen Genießen des Lebens verleitet! Ja, Segen und Fluch bringt das Lesen.

Sollte es da nicht einer gemeinnützigen Gesellschaft würdig sein, ja geradezu in ihrer Pflicht liegen, sich einmal Rechenschaft

zu geben, wie es bei uns mit der Lektüre bestellt ist, und sich die Frage zu stellen, was unser Volk liest?

Ohne mich in weitläufige Definitionen und Erörterungen einzulassen, bemerke ich kurz, daß ich den Begriff „Volk“ republikanisch weit fasse und uns alle dazu zähle, aber auch wieder, wie es das Gebiet der Literatur nicht anders zuläßt enger begrenze auf diejenigen, die keine wissenschaftliche oder, überhaupt höhere Schulbildung besitzen, und daß ich demnach unter einer Volksschrift eine Schrift verstehe, die auch dem Verständnis und Wesen des schlichten Handwerkers, Bauers und Fabrikarbeiters entspricht. Wenn ich von unserm Volke rede, so meine ich damit vorab das Appenzellervolk, dessen Verhältnisse freilich auf diesem Gebiete von denjenigen anderer Kantone nicht wesentlich verschieden sind; ich habe ferner speziell den erwachsenen Teil des Volkes im Auge, bildet doch die Jugendliteratur wieder ein Kapitel für sich, dessen Mitbetrachtung uns zu weit führen müßte.

Um mich nicht nur auf meine eigenen Beobachtungen stützen und im übrigen im Reiche der subjektiven Meinung und Mutmaßung ergehen zu müssen, sondern Ihnen ein Bild unserer Volkslektüre bieten zu können, das einigermaßen der Wirklichkeit entspricht, habe ich mir erlaubt, eine kleine enquête anzustellen und zu diesem Zwecke folgendes Fragenschema aufgestellt:

- 1) Welche Volksbibliotheken bestehen in Ihrer Gemeinde?
- 2) Von wem werden die Bibliotheken unterhalten und geleitet?
- 3) Wie viel wird im Jahr durchschnittlich für Neuan= schaffungen und wie viel für die Bibliothek insgesamt aus= gegeben?
- 4) Steht die Bibliothek jedermann zur Benutzung offen?
- 5) Wie viel beträgt das Lesegeld?
- 6) Welche Bücher werden am meisten verlangt?
- 7) Wie groß ist ungefähr die Zahl der Leser und der gelesenen Bände per Jahr?

8) Wie verteilen sich die Leser auf die verschiedenen Bevölkerungsklassen, Beschäftigungsarten, Geschlechter zc.?

9) Welcher Art Anschaffungen wurden in den letzten Jahren gemacht?

10) Welche Lesevereine bestehen in Ihrer Gemeinde?

11) Zirkuliren Lesemappen bei den Mitgliedern und wenn ja, welche Zeitschriften werden gehalten?

12) Wird in Ihrer Gemeinde im ganzen viel oder wenig gelesen?

13) Welche Bücher finden sich hauptsächlich im Besitz der Familien?

14) Trifft man bei Ihnen in den Häusern schlechte Romane, Schriften unsittlichen Inhalts, Traumbücher zc.

15) Ist Ihnen nichts bekannt, daß Kolporteurs von Zeit zu Zeit Ihre Gegend bereisen? Wenn ja, welcher Art Schriften setzen sie ab?

16) Welche Kalender werden bei Ihnen hauptsächlich gekauft?

17) Was würden Sie an unsern Kalendern anders wünschen?

18) Was könnte nach Ihrer Ansicht zur Verbesserung der Volkslektüre und zur Verbreitung guten Lesestoffes getan werden?

Dieser Fragebogen wurde in ca. 90 Exemplaren innerhalb und außerhalb des Kantons an die uns geeignet scheinenden Adressen versandt. Ein Teil davon hatte nun freilich das Schicksal jener Taube Noah's, welche dieser am Ende der Sündflut ausfliegen ließ und die nicht wiederkehrte; die größere Zahl aber kam gleich der andern Taube wieder zurück, mit manchem freundlichen Delzweig, d. h. mit manchem interessanten Aufschlusse über das Leben und Weben unserer appenzellischen Leservelt und die literarischen Liebhabereien unseres Volkes.

Wenn es sich nun zunächst um die allgemeine Frage handelt, ob bei uns viel oder wenig gelesen werde, so dürfen wir so viel ohne Zögern behaupten, daß überhaupt im ganzen weit mehr gelesen wird als früher. Das erklärt sich einerseits aus der allgemeineren Schul- und Volksbildung, durch welche nicht nur das Lesen können und das Verständnis des Gelesenen, sondern zum guten Teil auch das Lesebedürfnis bedingt ist. Andererseits aber wird heute mehr gelesen aus dem einfachen Grunde, weil der Lesestoff sich in neuerer Zeit auf fast unglaubliche Weise vermehrt hat und heutzutage einem jeden die bequemste Gelegenheit zum Lesen geboten ist. Noch ist es kaum ein Menschenalter her, da bildeten die Bibel, ein weiteres Andachtsbuch, der Kalender und noch etwa ein Buch oder Büchlein weltlichen Inhalts nicht nur die ganze Familienbibliothek des gewöhnlichen Mannes, sondern auch den ganzen Lesestoff, der ihm zu Gebote stand. Wie ist das seither anders geworden! Eine hochwogende Flut von Tagesblättern, Zeitungen, Zeitschriften, Brochüren, Büchern aller Art, guten und schlechten, hat sich über alles Volk ergossen. Es ist wohl auch in unserm Ländchen fast keine Hütte so abgelegen, keine Familie so arm, daß nicht wenigstens irgend ein Blättchen hinkäme. Wir haben unsere Lesevereine, deren in Außerrhoden allein über 40 mit ca. 1100 Mitgliedern, in Innerrhoden unseres Wissens 3 mit etwa 120 Mitgliedern existiren und die fast ohne Ausnahme ihre Zirkulationsmappen mit reichlichem Lesestoff halten. Wir haben die zahlreichen Volksbibliotheken, die gratis oder gegen ein kleines Lesegeld jedermann zur Benutzung offen stehen. Für verhältnismäßig wenig Geld kann man sich heute eine Zeitschrift abonniren. Da wäre es ja völlig unerklärlich, wenn in unserer Zeit nicht mehr gelesen würde als früher. Immerhin ist auch heute die Zahl derjenigen noch sehr groß, ja wir dürfen sie sogar die Mehrzahl nennen, die, sei es nun aus Mangel an Interesse oder an Zeit, nichts lesen als eine Zeitung und

auch da nur den Inseratenteil, wie der Redaktor der „Appenzeller Zeitung“ vor wenigen Jahren in unserer Versammlung humoristisch, aber wohl sehr richtig bemerkte, es gebe sehr viele Leute, welche die Zeitung nur hinten lesen, statt von vorne.

Die Frage, wie sich die Leser der Volksbibliotheken auf die verschiedenen Bevölkerungsklassen, Beschäftigungsarten, Geschlechter zc. verteilen, wurde fast aus allen appenzellischen Gemeinden in erster Linie dahin beantwortet, daß die Frauen viel mehr lesen als die Männer; von einigen Bibliothekvorständen wird noch genauer bemerkt, daß die Leser zu zwei Dritteln dem weiblichen und nur zu einem Drittel dem männlichen Geschlecht angehören. Das kommt wohl kaum daher, daß die Frauen weniger arbeiten als die Männer, wohl aber daher, daß diese vielfach ihre Erholungsstunden anderswo zubringen als über Büchern und viele von ihnen nur jenes bekannte kleine Büchlein studiren, das auf dem Wirtstische liegt und das schon für Hunderte verhängnisvoller geworden ist als der schlimmste Roman. Ziemlich übereinstimmend wird auch berichtet, daß von den Handwerkern, Webern, Stickern, Fabrikarbeitern mehr gelesen werde als von der Bauersame, deren Leser sich vorzugsweise unter den ältern Leuten finden. Von mehr als einer Seite wird geklagt, daß die jungen Sticker und Fädlerinnen am wenigsten lesen, auch wieder, daß der erwachsenen Jugend die Leselust fast ganz fehle. „Unsere erwachsenen jungen Leute sind viel zu genußsüchtig, als daß sie viel und namentlich etwas Rechtes lesen würden“, sagte mir jüngst mit einem etwas bitteren Lächeln der Inhaber einer Leihbibliothek in einem andern Kanton. Mochte nun bei dieser Bemerkung des Alten die Vorliebe für die „gute alte Zeit“ ein wenig mitspielen, ganz Unrecht hatte er nicht; ist es doch leider Tatsache, daß ein Großteil unserer heutigen erwachsenen Jugend nur noch Freude findet an rauschenden Vergnügungen und zerstreuenden, sinnlichen Genüssen, dagegen für gehaltvollere, Geist und Gemüt veredelnde Erholung keinen Sinn hat.

Nun aber zur Hauptsache: was unser Volk liest! — Es ist allerdings schwierig, ja unmöglich, auf diese Frage eine ganz genaue Antwort zu geben, weil die häusliche Lektüre als ein Privatgeheimnis sich zu einem guten Teil der Beobachtung und Kontrolle entzieht. Allein wir besitzen doch die verdankenswerten Angaben über die Benutzung unserer Volksbibliotheken; wir wissen, welcher Lesestoff am meisten begehrt wird. Von da aus läßt sich leicht auf den literarischen Geschmack des Publikums überhaupt schließen, und am Ende ist uns der Bücherschatz, der sich im Besiz der Familien selbst befindet, auch nicht überall ein siebenfach versiegeltes Mysterium.

Alle Berichte der Bibliotheksvorstände lauten nun übereinstimmend dahin, daß die eigentliche Unterhaltungsliteratur, Belletristisches, Romane, Novellen, sog. Geschichten weitaus größern Zuspruch haben als die Bücher mit belehrendem Charakter und tieferem Gehalte. Die illustrierten Zeitschriften mit ihren hübschen Bildern und „schönen Geschichten“ sind die Göttinnen des Tages; zählt doch die „Gartenlaube“ allein, von der wöchentlich eine Nummer von 1¹/₂—2 Bogen erscheint, ca. 300,000 Abonnenten und damit Leser nach Millionen. Auf die Frage, welche Schriften aus den Bibliotheken am meisten verlangt werden, kommt denn auch als Antwort fast von allen Seiten derselbe Vers: Illustrierte Zeitschriften, „Gartenlaube“, „Daheim“, „Ueber Land und Meer“, „Illustrierte Welt“ u. s. f. Wir möchten nun keineswegs, auch wenn wir die Macht dazu hätten, einen literarischen Bannfluch schleudern gegen diese Lieblinge der modernen Lesewelt. Wir anerkennen vielmehr rückhaltlos, daß man denselben vieles zu verdanken hat, daß sie mancherlei geringern Lesestoff verdrängt, zur allgemeinen Aufklärung ein Wesentliches beigetragen, den Gesichtskreis und die Weltkenntnis von Tausenden erweitert, mit ihren oft wirklich schönen Illustrationen, die von den Schauerbildern illustrierter Volkschriften aus früherer Zeit wohltuend abstechen, den Schönheitssinn gebildet, daß sie

hauptsächlich zur Popularisierung der Wissenschaft beigetragen haben. Ich erinnere, was den letzten Punkt betrifft, nur an die vielen wertvollen Abhandlungen über die wichtigsten Kapitel der Gesundheitspflege in der „Gartenlaube“ aus der Feder eines Dr. Bock u. a.

Aber auf der andern Seite muß gesagt werden, daß diese Zeitschriften eben doch eine leichtgeschürzte Literatur sind, die für sich allein nicht das bietet, was man eine gesunde, Geist, Gemüt und Charakter bildende Lektüre nennt. Unsere Zeitschriften tragen ohne Zweifel nicht wenig Mitschuld an jener weitverbreiteten modernen Halbbildung, welche dilettantenhaft an allen Wissensgebieten herumtaßt, überall ein wenig nippt, aber sich in nichts ernstlicher und tiefer versenkt, die ein bißchen Geschichte, ein bißchen Naturwissenschaft, ein bißchen Länder- und Völkerkunde, ein bißchen Literatur, von allem ein bißchen, aber nichts recht und gründlich versteht, nur gerade so viel, um damit in einer Gesellschaft von weniger Gebildeten renommieren zu können.

Dennoch fällt es uns nicht ein, diese Zeitschriften schlechthin zu verpönnen; aber beklagen müssen wir es, daß sie bei Unzähligen mit den Zeitungen den einzigen Lesestoff bilden. Wir konnten die Frage, ob heute mehr gelesen werde, als früher, mit einem unbedingten „Ja“ beantworten; doch auf die weitere Frage nach dem „Was“ dürfte die Antwort nicht unrichtig sein, daß eigentliche Bücher verhältnismäßig eher weniger gelesen werden, als ehemals. Das ist aber kein Fortschritt; es klingt vielmehr wie geistige Verflachung.

Eine manchem wahrscheinlich etwas auffallende Erscheinung ist die, daß bei uns überall die Erwachsenen sehr häufig Jugendschriften lesen und zwar nicht nur solche, die für die reifere Jugend geschrieben sind und zum Teil ganz wohl auch als Volksschriften gelten können, sondern noch weit mehr die eigentlichen Kinderschriften von Franz Hoffmann, Horn, Hierig, Ferdinand Schmid u. a. Die betreffenden Leser

greifen auch gewiß nicht bloß deshalb immer wieder zu diesen Büchlein, um den Jugendtraum wieder zu träumen und die goldenen Auen nochmals zu durchwandeln, auf denen einst die kindliche Phantasie sich erging, sondern, weil ihnen diese Schriften nun einmal zusagen. Nach meiner Ansicht beweist dies einerseits, daß viele unserer sogenannten Volkschriften eben doch noch keine wirklichen Volkschriften sind und vielfach über die Köpfe hinausgehen, anderseits aber auch, daß der Geschmack vieler Leser ein äußerst primitiver ist. Ich möchte übrigens fast sagen, es sei noch besser, wenn manche dieser Schriften, wie z. B. die Hoffmann-Büchlein von Erwachsenen, als wenn sie von Kindern gelesen werden. Hoffmann erzählt allerdings sehr anziehend und lebendig; allein er regt auch die kindliche Phantasie viel zu sehr auf, und ich könnte es ganz wohl glauben, wenn man mir sagen würde, daß die, welche in ihrer Jugend am fleißigsten Franz Hoffmann gelesen, später die eifrigsten Romanleser würden.

Ziemlich häufig werden aus unsern Bibliotheken begehrt: Indianergeschichten, Erzählungen von Land- und Seeabenteuern u. dgl. Doch gehören glücklicherweise an manchen Orten auch die trefflichen Volkschriften von Jeremias Gotthelf, Horn („Spinnstube“), Auerbach, Grube, Bichofke, Johanna Spyri u. a. zu den gerne gelesenen Büchern. Weit weniger Leser finden, wie schon angedeutet, die Bücher mehr belehrender Art, mit naturgeschichtlichem, historischem oder gar poetischem Inhalt. Auch die Biographien erfreuen sich nicht der Beliebtheit, die man ihnen wünschen möchte.

Sicher ist, daß Dichter, Klassiker bei uns nur selten gelesen werden, und es kann uns wenig trösten, wenn von einigen Orten berichtet wird, daß in ziemlich vielen Häusern Schillers und Göthe's Werke zu treffen seien. Ja, man hat wohl diese Werke; allein sie dienen mehr als Zimmerzierde. Sie machen sich gut, namentlich wenn sie hübsch gebunden sind, auf dem Büchergestell oder auf dem Tisch des Visitenzimmers, neben

Photographicalbum und Nippfachen. Man muß so etwas haben, wenn man nicht als ungebildet erscheinen will. Wie steht es aber mit dem Lesen dieser Werke? Wir übertreiben nicht, wenn wir sagen: an den meisten Orten werden sie nie in die Hand genommen, außer, wenn es gilt, sie vom Staub zu reinigen. Es sind gewöhnlich nur Gymnasiasten, Studenten, Lehrer, Zeitungschreiber, Pfarrer oder sonst unpraktische Menschenkinder, die dann und wann von der großen Heerstraße für einen Augenblick abbiegen, aus dem Krystallquell herrlicher Dichtung schöpfen, sich Aug' und Stirne nezen und dann, an Geist und Gemüt erfrischt, wieder weiterziehen. Sonst müssen sich unsere großen Dichterheroen mit dem Ruhm und der Bewunderung aus der Ferne begnügen. Ich behaupte, daß ein großer Teil der sogenannten gebildeteren Klasse und sogar viele unter denjenigen, die eine Menge von Zeitschriften, Novellen und Romanen verschlingen, noch nie Schillers „Wilhelm Tell“ ganz gelesen haben. Ich machte mir diesen Sommer bei einem Aufenthalt an der Tellsplatte hie und da das Vergnügen, die Aeußerungen und Urtheile des Publikums über die Stüchelberg'schen Gemälde in der neu restaurirten Tellskapelle an Ort und Stelle anzuhören, und ich war erstaunt, wie viele unserer Leute, darunter solche, die jedenfalls nicht als ungebildet gelten wollen, eine bedenkliche Unkenntnis in den Hauptscenen dieses vaterländischen Drama's verrieten, nicht zu reden von einem Verständniß der poetischen Schönheiten.

Wenn nun die leichtere Unterhaltungsliteratur eine viel größere Zugkraft ausübt als die belehrenden und gedankenschweren Schriften, so ist das für gewisse Bevölkerungsklassen leicht begreiflich und sogar sehr entschuldbar. Wenn der Handwerker, der Bauer, der Fabrikarbeiter nach des Tages Arbeit ein Buch zur Hand nimmt, um darin nicht bloß die Bilder anzusehen, sondern zu lesen, so will er in der Regel nicht studiren; er will nicht zur körperlichen Anstrengung noch eine

geistige fügen. Er will angenehm unterhalten sein. Er macht gerne eine Fahrt auf dem Meere, weilt mit Vergnügen bei Robinson auf seiner einsamen Insel, schaut ihm mit Interesse zu, wie er, in den Urzustand zurückversetzt, sich seinen originellen Haushalt einrichtet. Er freut sich, mitten im einförmigen Alltagsleben wenigstens in der Phantasie ein Abenteuer zu bestehen, sei es unter Seeleuten, Jägern oder vielleicht gar unter Räubern. Wir müssen es diesen Leuten zugute halten, wenn sie beim Lesen ein wenig über ihre Sphäre hinaus wollen, wenn sie darum Schilderungen aus ihrer Umgebung nicht sehr lieben. Ich habe auf meine Anfrage im Kanton Bern, ob der berühmte Berner Volkschriftsteller Jeremias Gotthelf in der dortigen Bauernbevölkerung viel gelesen werde, von kompetenter Seite die Antwort erhalten: „Gotthelf's Schriften finden Sie in keinem Bauernhaus, dagegen bei wohlhabenden Leuten, Industriellen auf dem Lande und viel in städtischen Familien.“ Das mag uns befremden; dennoch ist diese Erscheinung psychologisch durchaus nicht unerklärlich. Der Bauer sieht nicht gerne sein eigenes Konterfei, wie es ihm in Gotthelf's Schriften so treffend ähnlich vorgehalten wird. Der Städter mag zur Unterhaltung aufs Land gehen und da mit Interesse dem Leben und Treiben auf Feld und Wiese, in Stube, Scheune und Stall zusehen; der Bauer geht umgekehrt, wenn er sich unterhalten will, lieber in die Stadt, auf ein Schloß; statt wieder Bauern, sieht er lieber Herrenleute, wo möglich Prinzen und Könige. Das ist ein Umstand, der sowohl von solchen, die für das Volk schreiben wollen, als von denen, die ihm den Lesestoff vermitteln, oft allzusehr übersehen wird. Seien wir also jedenfalls nach dieser Seite hin im Urtheil nicht zu hart, wenn gewisse Leute nicht den Lesestoff wählen, den sie nach unserer Meinung wählen sollten.

Es darf übrigens gerade in den weniger gebildeten Volksschichten eine Besserung des Geschmacks konstatiert werden. Jene Räubergeschichten von „Schinderhannes“ und „Rinaldo

Rinaldini" und jene rohen Witzbüchlein, wie „Till Eulenspiegel“, die früher beim Volke so sehr im Schwange waren und auf Jahrmärkten massenhaft gekauft wurden, sind heute außer Kurs und haben im ganzen besserer Lektüre Platz gemacht.

Etwas anderes ist es nun aber, wenn solche, denen keine allzu anstrengende Arbeit die für gehaltvollere Lektüre nötige Spannkraft des Geistes geraubt haben kann und die auch vermöge ihrer Bildung zum Verständniß besserer Literatur ganz wohl befähigt wären, immer und immer wieder zu den leichtesten Tagesromanen und Novellen greifen, dagegen allem, was etwelchen Anspruch an das Denken macht und ein wenig geistige Mitarbeit des Lesers erfordert, fein säuberlich aus dem Wege gehen, wie das leider von einem Großteil des heutigen, besser geschulten Leserpublikums gesagt werden muß. Wir begegnen übrigens derselben Erscheinung auch beim Theater. Aesthetisch tiefstehende, auf rohen Effekt berechnete Schaustücke, leichte Lustspiele und Possen mit fadem Witz, Operetten ohne Gehalt, aber mit nicht ungefälliger Musik, das zieht, auch beim sogenannten gebildeten Publikum; das gibt ein volles Haus und eine volle Rasse, während bei der Aufführung eines klassischen Stückes in den Logen, im Parterre und auf der Gallerie die leeren Sitzreihen uns entgegenstarren. Das Theater hat aufgehört, eine Bildungsstätte des Volkes oder, wie Schiller es nannte, eine moralische Anstalt zu sein; es ist zum Ort oberflächlichsten Vergnügens herabgesunken. Ja, das Café chantant, der Tingel-Tangel hat ihm den Rang abgelassen, und durch die verödeten und entweihten Tempelhallen der Kunst tönt die Klage, der unser Schweizerdichter Leuthold in dem Worte Ausdruck gibt:

Unterhaltung will von der leichtgeschürzten
 Muse nur die Menge und Sinnenfidel;
 Doch für tiefern Ernst und gedieg'ne Schönheit
 Mangelt der Sinn ihr.

Unser Leserpublikum zeigt dieselbe Physiognomie, wie das Theaterpublikum. Es will unterhalten sein und zwar auf möglichst leichte Weise; es ist sich im allgemeinen gar nicht gewohnt, in der Lektüre etwas anderes zu suchen, als Unterhaltung für den Augenblick. Was spannend ist und viele Ueberraschungen bringt, das gilt als schön. Eine Tochter mit guter Schulbildung, die ich animirte, statt der „Gartenlaube“-Romane auch einmal etwas Besseres zu lesen und unter anderem auf Göthe's „Hermann und Dorothea“ aufmerksam machte, erklärte mir nach dem Lesen des genannten Gedichtes, Marlitt habe eben doch viel schönere Geschichten. Diese verfluchten „schönen Geschichten!“ Wir wollen zwar keineswegs das Lesen von Romanen und Novellen als etwas Verwerfliches hinstellen, gibt es doch auch in diesem Genre sehr viel Gutes, das wir nur empfehlen könnten. Wir wollen auch auf die eben genannte, beliebte Romanschriftstellerin Marlitt keinen Stein werfen. Denn einmal möchten wir den Zorn der Frauenwelt nicht auf uns laden, die über den spannenden Erzählungen „Goldelse“, „die zweite Frau“ zc. von Marlitt Welt und Zeit vergißt, voll Entzücken in den Hallen und Parkanlagen ihrer gräflichen Schlösser sich ergeht, klopfenden Herzens aus dem geheimnisvollen Halbdunkel, das über allem ruht, diese und jene räthelhafte Gestalt auftauchen sieht und endlich selbstbeglückt zusieht, wie das Liebespaar sich nach mancherlei Hindernissen und Schicksalstücken felig in den Armen ruht. Dann aber müssen wir auch an Marlitt anerkennen, daß sie eine gewisse Meisterschaft in der Darstellung besitzt, daß sie überdies mit prophetischer Tapferkeit zu Felde zieht gegen alle Heuchelei und konventionelle Lüge, dem Scheinadel der Geburt und des Standes den ächten Adel des Geistes und Herzens gegenüberstellt und eine warme Fürsprecherin edler Humanität ist. Das lassen wir alles gelten, und doch behaupten wir, daß wer nur oder hauptsächlich Marlitt liest — wir nennen sie als Hauptrepräsentantin moderner Roman-

schriftstellerei — sich den Geschmack gründlich verderbe. Geben Sie einem solchen, ich will nicht sagen ein rein belehrendes Buch, sondern „Pestalozzi's Lienhard und Gertrud“ oder auch Gottfried Kellers prächtige Erzählung „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ zu lesen, und er wird dies — langweilig finden. Diese geniale, aber schlichte Zeichnung von Menschen und Verhältnissen erweckt kein Interesse mehr. Der überreizte Gaumen verlangt etwas Pikantes; er will mehr gekitzelt sein.

Beim Lesen nicht bloß momentane Unterhaltung, sondern auch bleibenden geistigen Gewinn suchen, das ist eine Regel für Leser, die mehr beherzigt werden dürfte. Uns dünkt, es werden heutzutage viel zu wenig solche Bücher gelesen, die es wert sind, zum zweiten und drittenmal und noch mehr gelesen zu werden, und doch sagt Rückert:

„Manch artig Büchlein läßt sich einmal lesen,
Zu dem der Leser nie dann wiederkehrt;
Doch was nicht zweimal lesenswert gewesen,
Das war nicht einmal lesenswert.“

Ich hatte an der Universität einen Studienfreund —, der las außer seinen Fachschriften nicht gerade viel, wenig Belletristisches; aber Shakespeares „Hamlet“, Lessings „Nathan der Weise“, Schillers „Wallenstein“, Göthe's „Faust“, 1. Teil, „Die Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ von Jeremias Gotthelf las er immer und immer wieder. Den möchte ich, nicht nur hinsichtlich der Stoffwahl, sondern auch der Art und Weise des Lesens, das Ideal eines Lesers nennen und dieses unserer Lesewelt vorhalten.

Kann nun dem Geschmack, wie er sich gegenwärtig in der Lektüre größtenteils kundtut, nicht das beste Zeugnis ausgestellt werden, so ist auf der andern Seite doch auch zu sagen, daß in unserm Volke wenig wirklich schlechte Bücher, unsittliche Romane, Flugschriften zc. sich vorfinden. Nicht selten, namentlich bei Lotteriespielern, aber manchmal auch in Häusern, wo man es nicht erwartete, stößt man auf die unschuldigeren

Traumbücher. Auch liegt da und dort, — immerhin vereinzelt, — im Familienschrank oder in einer Schublade unter den häuslichen Geheimnissen wohl verwahrt, das „sechste und siebente Buch Moses“, das berühmte Zauberbuch, mit dem man Geister beschwören und sich von ihnen jeden Wunsch erfüllen lassen kann.

Kolporteurs, die seiner Zeit Stadt und Land absuchten, gute und schlechte Zeitschriften, auch minderwertige Romane und allerlei gehaltloses, bombastisches Zeug mit sich führten, die Leute mit Prämienbildern, sogar Uhren u. dgl. förderten, sind nach den eingegangenen Berichten heute eine ziemlich seltene Erscheinung, ohne Zweifel, weil die Käufer, von diesen fahrenden Buchhändlern vielfach beschwindelt, schließlich durch Schaden klug geworden sind. Was heute noch kolportirt wird, ist größtenteils religiöse Literatur.

Wir haben vorhin bemerkt, daß in unserm Lande wenige wirklich schlechte, die Moral vergiftende Schriften zu treffen seien. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß, wie in der Medizin, so auch in der Literatur und Lektüre mehr oder weniger der Satz gilt: „Alles ist Gift und nichts ist Gift.“ Es kommt eben alles auf die Personen und Verhältnisse an. Auch Schiller und Göthe können teilweise in den Händen der Jugend oder, wenn sie gelesen werden in Stunden, die der Arbeit und Pflicht gewidmet sein sollten, zu schlechten Büchern werden. Andererseits kann ein gereifter und gebildeter Mann auch einmal ein schlechtes Buch lesen, ohne irgendwelchen Schaden zu nehmen. Gottfried Keller's Roman „Der grüne Heinrich“ wird keiner, der etwas tiefere literarische Bildung besitzt, ohne reichen Genuß und Gewinn lesen; solche, denen diese fehlt, kann derselbe nur verwirren. Durch sämtliche Werke unseres Jeremias Gotthelf weht gewiß ein sittlich gesunder, nicht frömmelnder, aber wahrhaft frommer Geist, und doch möchte ich die wenigsten in den Händen der unerwachsenen Jugend wissen.

In diesem Stück wird leider recht viel gesündigt, wohl weniger von Bibliotheksvorständen, als von den Eltern, die

ohne jegliches Bedenken in allem, was sie lesen, auch ihre Kinder lesen lassen und denselben mit einer geradezu sträflichen Sorglosigkeit Bücher, Zeitschriften und Zeitungen ohne weiteres zur Verfügung stellen, während darin doch so oft Dinge stehen, die nur für Erwachsene berechnet sind, von denen aber die Jugend nichts wissen sollte und welche die kindliche Unschuld geradezu vergiften können. Größere Vorsicht ist hier in der That sehr geboten!

Eine hochwichtige Volksschrift verdient noch eine besondere Betrachtung; es ist dies der Kalender.

Hochwichtig nenne ich ihn wegen seiner ganz enormen Verbreitung, werden doch allein unsere beiden Appenzeller Kalender jährlich in zusammen ca. 87000 Exemplaren gedruckt und verkauft, wovon auf Außerrhoden und Innerrhoden 17500 Exemplare fallen. Daneben treffen wir noch in Außerrhoden den Schaffhauser Boten, den Lahrer Hinkenden Boten, den Volksboten, den St. Galler- und den Bündtner-Kalender, den Vetter Jakob u. a., in Innerrhoden den Einsiedler- und den Regensburger Marien-Kalender. Kurz, es ist in unserm Lande kaum eine Familie, die nicht wenigstens einen Kalender besitzt. Wie könnte man aber auch ohne einen solchen sein! Der Kalender muß uns nicht nur das Datum angeben, er muß dem Bauer sagen, wann da und dort der Jahrmarkt oder Viehmarkt abgehalten wird, wann die beste Zeit zum Säen und Düngen ist. Er muß der Hausfrau sagen, wann sie die Bohnen stecken und den Kindern die Haare schneiden soll. Dann bringt ja der Kalender erst noch allerlei hübsche Bilder, „schöne Geschichten“, lustige Hiftörlein und Anekdoten, welche die Aufmerksamkeit von alt und jung an sich fesseln, und so wird denn auch in Häusern, wo man sonst wenig oder gar nichts liest, doch der Kalender gelesen. Auch die vielbeschäftigte Hausfrau findet immer noch einige Stündchen, um sie dem Kalender zu widmen, und selbst das Großmütterchen setzt sich an einem Sonntagnachmittag den

„Spiegel“ auf, um sich in diese Lektüre zu vertiefen. Wer dürfte da leugnen, daß dem Kalender die Bedeutung einer hochwichtigen Volksschrift zukommt!

Wenn wir nun fragen, ob die Kalender diese ihre Stelle würdig ausfüllen, so müssen wir sagen, daß die Kalenderliteratur heute um ein Bedeutendes besser ist, als früher, aber immer noch viel zu wünschen übrig läßt und daß noch die wenigsten Kalender den Namen einer wirklich guten Volksschrift verdienen. Was die uns eingegangenen Verbesserungsvorschläge betrifft, so beziehen sich die meisten auf das eigentliche *Kalendarium*. Da wird mehrfach gewünscht, daß die Zeichen der Planeten und des Tierkreises, sowie die Wetterprophezeiungen weggelassen werden möchten, weil sie den Aberglauben im Volke befördern. Einer dagegen schreibt uns: „Die Zeichen des Tierkreises, der Planeten und die Wetterprophezeiungen ärgern mich nicht, und wenn meine Frau, nach einem Blick in den Kalender, im wachsenden Mond, im „Leu“ die Schere zur Hand nimmt und den Kindern die Haare schneidet, so freut mich der Kalender und ich lächle vergnügt zu dieser Operation. Wetterregeln lese ich selbst gern, glaube nicht daran; aber es macht mir Vergnügen, wenn meine Frau den Heiligen als Wettermachern viel Glauben beimißt. Dieser Aberglaube ist nicht gefährlich.“ Ich möchte diesem Schalk ein wenig recht geben, und für meinen Teil in diesem Punkt auch nicht so übermäßig aufklärungssüchtig und puritanisch streng sein. Es scheint, als ob der Aberglaube nun einmal einen Platz auf Erden haben wollte; nun, so laßt ihn hausen, wo er am wenigsten gefährlich ist; gewährt ihm vorläufig noch ein bescheidenes Plätzchen im *Kalendarium*!

Um so mehr möchten wir aber den zweiten oder literarischen Teil des Kalenders einem Läuterungsprozesse unterwerfen. Wir wollen gerne anerkennen, daß gerade unsere beiden Appenzeller Kalender manches Gute, oft eine populär geschriebene „Weltumschau“, eine hübsche Erzählung oder Be-

schreibung bringen; aber dann wieder diese gehaltlosen Geschichten, diese Schilderungen dummer Streiche, in denen weiter gar nichts steckt, diese faden, einfältigen und oft gemeinen Witze, die Papier und Druckerchwärze nicht wert sind und das Gegenteil von dem bewirken, was man Beredlung und Bildung des Volkes nennt!

Strengere Kritik, sorgfältigere Sichtung des Stoffes ist im allgemeinen den Verlegern von Kalendern und denen, die in Kalender schreiben, recht sehr zu empfehlen. Ich möchte da einen schon vor mehr als 100 Jahren von der Zürcher-synode an die „gnädigen Herren und Obern“ gerichteten Wunsch auch für unsere Zeit wiederholen, „es möchte die so beliebte Kalenderlektür durch umsichtige Männer revidirt werden, damit die unverständigen Sachen, die oft darin zum Vorschein kommen, in Zukunft wegbleiben und dagegen für den Landmann nützliche und ihn unterhaltende Materien Platz bekommen.“ Welch' prächtige Gelegenheit bietet der Kalender, dem Volke über Landwirtschaft, Garten- und Obstbau, Gesundheits- und Krankenpflege allerlei Treffliches zu sagen, oder wiederum durch anziehende, packende Schilderungen aus der ältern und neuern Schweizergeschichte in Wort und Bild den vaterländischen Sinn zu wecken!

Nun soll aber der Kalender auch wieder nicht ein Schulbuch für Erwachsene sein. Ich möchte darum den Satz, den einige Berichterstatter aufstellen, der Kalender sollte vor allem belehrend sein, nicht völlig unterschreiben, oder mir ist wenigstens, er treffe den Nagel nicht auf den Kopf. „Belehrend“, das klingt für einen Kalender schon viel zu schulmäßig, zu trocken und langweilig. Ich kann mir ganz gut denken, daß ein Kalender sehr belehrend wäre, viel Nützliches und Wissenswertes, sogar in leichtverständlicher Form, bieten und das anerkennende Urteil von Professoren verdienen, aber eben vom Volke nicht gelesen würde, aus dem einfachen Grunde, weil er zu langweilig ist. Unser Volk verlangt vom Kalender

Unterhaltung; auch die Belehrung nimmt es gewöhnlich nur an in diesem Gewande, in der Form anziehender Erzählung. Es verlangt noch mehr, es will, daß der Kalender ein „lustiger“ sei. Es steckt nun einmal in jedem Menschen, in vornehm und gering, ein wenig Fastnachtgeist, ich möchte fast sagen, ein bißchen Narrheit, und diesem Zug der Menschennatur soll denn auch in anständiger Weise sein Recht werden; sonst wird er sich in anderer Art Luft machen. Der Kalender aber galt von jeher als eines der Hauptorgane, welche den Humor zum Ausdruck bringen sollen. Ja, in den Kalender hinein gehört Humor und Witz. Aber Humor und Humor ist eben zweierlei. Man lese einmal den „Rheinländischen Hausfreund“ von Hebel; wie sprüht und sprudelt es da von Humor und Witz! Wie reizt uns dieser Kalendermann immer wieder zum Lachen! Aber indem wir lachen und er mit uns lacht, lehrt er uns köstliche Lebensweisheit, und wie edel und würdevoll bleibt er bei allen seinen Spässen! Allerdings kann nicht jeder Kalendermann ein Hebel sein, so wenig, als jeder Maler ein Rafael oder jeder Offizier ein Moltke sein kann; allein man kann und soll bei einem solchen Altmeister doch ein wenig in die Schule gehen und von ihm lernen. Möchte dies geschehen im Interesse der Kalenderliteratur und unseres Volkes!

Was liest unser Volk? Wir stellen diese Frage nochmals und zwar vom schweizerisch-nationalen, vom vaterländischen Standpunkt aus, und hierauf müssen wir die für uns etwas bittere Antwort geben: außer den Zeitungen und Kalendern fast durchweg ausländischen, deutschen Stoff. Deutsch — nicht schweizerisch — sind zu neun Zehnteln die Bücher, die in unsern Volksbibliotheken stehen, deutsch die Zeitschriften, welche die Zirkulationsmappen unserer Lesegesellschaften füllen, alles von deutschen Verfassern geschrieben, deutschen Verhältnissen entsprungen, deutsche Einrichtungen beleuchtend und verherrlichend, deutschen, monarchischen Geist atmend. Fürwahr, mich wundert's nur, daß

wir bei dieser Lektüre nicht selber schon längst gut deutsch und monarchisch geworden sind. Wir Schweizer sind politisch ein unabhängiges Volk; in der Literatur haben wir es bis jetzt kaum zu den primitivsten Anfängen der Selbstständigkeit gebracht. Und doch verlangt die Eigenart des republikanischen Wesens, unserer nationalen Geschichte, des schweizerischen Geistes und Charakters auch nach einem Ausdruck im literarischen Leben, um von daher wieder belebend und stärkend auf das Volk und sein vaterländisches Bewußtsein zurückzuwirken. Es hat denn auch bisher keineswegs an schöpferischen Geistern und originellen schweizerischen Erzeugnissen gefehlt; dagegen fehlte vielen unserer Schriftsteller das Publikum, das leider auch auf diesem Gebiete das Fremde dem Einheimischen vorzieht. — Es fällt mir selbstverständlich nicht ein, einen Grenzordon um unser Vaterland ziehen und alle ausländischen literarischen Produkte absperren zu wollen. Das wäre mehr als lächerlich. Nicht nur — meine ich — sollten wir uns an den Werken der großen deutschen Dichter und Denker, die das Gemeingut aller Völker zu sein verdienen, noch mehr laben, wir dürfen auch für das viele wirklich Gute, das gerade in der eigentlichen Volksliteratur von Deutschland zu uns herüberkommt, aufrichtig dankbar sein. Aber wenn, wie es so häufig geschieht, mittelmäßige Produkte, ja oft geringe Nachwerke von dorthier bei uns mit Pomp ihren Einzug halten, während schweizerische Schriftsteller mit ihren trefflichen Leistungen betteln gehen müssen, so ist das ein schweres Unrecht, das an unsern einheimischen Kräften begangen wird, eine Versündigung gegen den Patriotismus, den Genius des Vaterlandes. Es ist Tatsache, daß unser erste schweizerische Dichter und Novellist Gottfried Keller, dessen Schriften unstreitig zum Besten gehören, was die Literatur der Gegenwart aufweist, zuerst in Deutschland bekannt und anerkannt worden ist und erst von dorthier in seiner Heimat einigermaßen die verdiente Aufnahme gefunden hat. Doch wir wollen von ihm nicht einmal reden, da er im ganzen doch mehr

für einen engern, literarisch gebildeten Kreis als für das allgemeine Volk schreibt. Dagegen hat die Schweiz eine Anzahl wirklicher, tüchtiger Volksschriftsteller, die lange nicht nach Gebühr anerkannt sind und verhältnismäßig wenig gelesen werden. Ich habe in letzter Zeit die Bibliothek-Kataloge aus verschiedenen Gemeinden durchgesehen, darin vielerlei gute und weniger gute Werke deutscher Autoren, auch die Hauptschriften unseres Jeremias Gotthelf gefunden, aber fast überall umsonst gesucht nach den Namen: Arthur Bitter, Alfred Hartmann, Jakob Frei, Robert Weber, Jakob Kübler u. a., die doch alle so anziehende, wahrhaft volkstümliche, von edelm und zugleich ächt schweizerischem Geiste getragene Erzählungen geschrieben haben.

Von hohem Werte für die Pflege schweizerisch-nationalen Geistes wäre eine schweizerische illustrierte Zeitschrift, die uns Schilderungen und Bilder aus dem schweizerischen Volksleben und der schweizerischen Geschichte brächte, statt daß wir in gewissen deutschen Zeitschriften immer und immer wieder die Herrlichkeiten der Höfe, den Kaiser Wilhelm bei der Parade, auf dem Spaziergang und im Arbeitszimmer, die Vermählungsfeier des Prinzen A mit der Prinzessin B bewundern sollen. Doch es wurden ja schon Versuche in diesem Sinne gemacht; ich erinnere an die „Illustrierte Schweiz“, die in Text und Illustrationen recht Schönes bot. Allein dieses und ähnliche Unternehmen scheiterten bis jetzt an der zu kleinen Abonnentenzahl. Es ist hiebei freilich nicht außer Acht zu lassen, daß die deutsche Schweiz — und um diese kann es sich zunächst nur handeln — für eine illustrierte Zeitschrift ein kleines Absatzgebiet ist. Trotzdem haben wir heute noch die Ueberzeugung, daß bei etwas mehr Solidaritätsgefühl und patriotischem Zusammenhalten eine solche bestehen könnte. Eine nicht eigentlich illustrierte, immerhin jetzt mit je einem feinen Stahlstich versehene schweizerische Monatschrift redigirt seit 8 Jahren Robert Weber in Basel, der sich überhaupt um die schweize-

rische Literatur schon hohe Verdienste erworben hat, in seiner „Helvetia.“ Er hält dabei den Grundsatz hoch, dem Volke nur gute, gesunde Lektüre zu bieten und in ihm den vaterländischen Geist zu nähren. Leider ist auch da der Erfolg bis jetzt nicht gerade ein erfreulicher, indem die „Helvetia“, bei aller Anstrengung der Redaktion in Bezug auf Inhalt und Verbreitung der Zeitschrift, im ganzen nur 1800 Abonnenten zählt, woran beide Appenzell zusammen blos 34 liefern. Von den 27 Zirkulationsmappen unserer Lesegesellschaften, deren Inhalt ich kennen gelernt habe, enthalten nur 8 die „Helvetia“, während die verschiedenen deutschen Zeitschriften gar reichlich vertreten sind. Es wäre nichts, als die Erfüllung einer patriotischen Pflicht, wenn dieses schweizerische Unternehmen, das mit Oktober einen neuen Jahrgang antritt, durch zahlreiche Abonnements von Lesegesellschaften und Privaten unterstützt würde. Alles in allem: wir Schweizer dürften auf dem Gebiet der Literatur und Lektüre noch etwas bessere Patrioten werden und auch da das Wort Attinghausens beherzigen:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.“

Leider fehlt uns heute eine Schweizergeschichte, die so recht ein Volksbuch wäre, wie seiner Zeit diejenige von Bschokke es war, an der einst Tausende ihren Patriotismus entzündeten und nährten, die aber heute in manchen Teilen einer Umarbeitung und vor allem der Fortsetzung bedürfte, da sie nur bis 1848 reicht. Wohl besitzen wir treffliche Bearbeitungen unserer vaterländischen Geschichte bis auf die neueste Zeit, z. B. von Strickler, Dändliker u. a. Allein das sind keine Volksbücher. Wer das Geschick hätte und die Arbeit auf sich nähme, das Bschokke'sche Büchlein umzuarbeiten und fortzusetzen oder eine neue Schweizergeschichte zu schreiben im gleichen Stil — es brauchte dazu nicht gerade einen großen wissenschaftlichen Apparat, aber Feuer und Herzblut — der würde damit

eine heilige Gabe auf den Familientisch des Schweizerhauses legen und den Dank des ganzen Volkes verdienen.

Stellen wir uns nun schließlich die Frage: Was soll und kann zur Hebung der Volksliteratur, resp. Volkslektüre getan werden?

Wenn das Volk aus seiner Literatur Segen und nicht Unheil schöpfen soll, so muß vor allem die Quelle rein und lauter sein, mit andern Worten: Die, welche für das Volk schreiben, dürfen nicht, wie es leider heute so oft der Fall ist, der niedern Spekulation und dem schlechten Geschmack der Menge dienen; sie müssen mit reinen Priesterhänden am Altar der Volksbildung, des Edeln und Schönen stehen. Wir haben in dieser Hinsicht noch speziell der Presse gegenüber den Wunsch, daß sie ihrer heiligen Pflicht etwas mehr eingedenk sein möchte, namentlich in einem Punkte: Auf der ersten Seite mit Pathos von Volksbildung, Licht und Wahrheit deklamiren und auf der letzten sich fürs Geld zum Ausrufer alles möglichen Schwindels und Aberglaubens hergeben — das stimmt nach unserem Gefühl nicht so ganz.

Was wir zur Hebung der Volksliteratur tun können? — Das Beste müssen gottbegnadete und geistgesalbte Schriftsteller tun. Etwa eine Anzahl Männer bestimmen und diesen den Auftrag zur Abfassung kleiner Volksschriften erteilen, wie man es anderwärts schon gemacht hat — das wäre freilich auch ein Gedanke. Ich könnte mich zwar, offen gestanden, nicht damit befreunden. Die wahre Volksschrift ist ein Kunstwerk, und ein solches läßt sich nicht einfach auf Beschluß hin machen. Allerdings existirt im Kanton Bern seit 1879 ein Volksschriften-Verlag, der nicht nur den Zweck hat, aus der schon vorhandenen Volksliteratur das Beste zu sammeln, sondern auch Neues zu schaffen, und es wird uns mitgeteilt, daß das Unternehmen recht befriedigend gedeihe. Diese Berner Volksschriften sind jedoch Tendenzschriften, die religiöse, soziale und pädagogische Thematik, in oft recht populärer und treffender

Weise, behandeln. Wir aber reden hier von der mehr „idealen“ Volkschrift. Da wird es am besten sein, wenn wir das Schreiben solchen überlassen, die dazu berufen sind, und uns darauf beschränken, das vorhandene Gute zu verbreiten.

Das Hauptorgan hiefür sind in unserer Zeit bekanntlich die Volksbibliotheken. In Außerrhoden treffen wir in jeder Gemeinde wenigstens eine solche, neben den Jugendbibliotheken, die, wie schon bemerkt, auch von Erwachsenen häufig benutzt werden. In Innerrhoden steht die Bibliothek des Piusvereins in Appenzell jedermann zur Benutzung offen. Diese Volksbibliotheken werden meist von den Lesegesellschaften unterhalten und geleitet, an mehreren Orten auch von der Gemeinde unterstützt. Trogen, Heiden und Gais besitzen eigentliche, von der Steuerkasse und durch Vermächtnisse unterhaltene Gemeindebibliotheken, was auch anderwärts Nachahmung verdiente. Etwas mehr als die Hälfte der Bibliotheken bezieht noch ein Lesegeld, was sich freilich mit dem Wesen der Volksbibliothek nicht ganz verträgt. Allein an einigen Orten bilden die Lesegelder fast die einzige Ressource der Bibliotheken, und wenn diese aufhören würden, so würde tatsächlich alles aufhören. Das Interesse und die Tätigkeit für dieses Institut scheint überhaupt in den verschiedenen Gemeinden sehr verschieden zu sein. Während man an den einen Orten die Volksbibliotheken fortwährend auf recht erfreuliche Weise alimentirt, ist in andern Gemeinden schon seit Jahren eigentlich nichts mehr getan worden, so daß mancherorts ein neuer Impuls sehr not tut.

Mehr finanzielle Unterstützung der Volksbibliotheken von Seite der Lesegesellschaften und Privaten, wenn möglich auch der Gemeinden, sorgfältige Sichtung des Lesestoffes und größere Gewissenhaftigkeit bei Neuanschaffungen — das wird ein wesentliches Mittel zur Hebung der Volkslektüre sein. Gerade was die Neuanschaffungen betrifft, haben wir den Eindruck, daß von vielen Bibliotheksvorständen allzu sehr auf bloßes Geräte-

wohl vorgegangen werde. Die Aufstellung eines Musterkatalogs von guten, empfehlenswerten Volksschriften, resp. die Ergänzung des im Jahre 1869 von der Volksschriftenkommission der Schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft herausgegebenen Bücherverzeichnisses, dann die periodische Anzeige und kurze Rezension neu erscheinender guter Volksschriften in unsern Zeitungen dürfte sich für unsern Zweck sehr empfehlen.

Allein damit, daß wir unsere Volksbibliotheken zweckentsprechend äufnen und für jedermann möglichst leicht zugänglich machen, ist es nach unserer Meinung noch nicht getan. Wir halten sogar dafür, es sei nicht vom guten, wenn, wie es gegenwärtig der Fall ist, die öffentlichen Bibliotheken so zu sagen die Alleinherrschaft ausüben in der Welt der Lektüre. Dieselben sind so geradezu der Tod eines guten Buches. Ein Buch erscheint; die öffentlichen Bibliotheken schaffen es an, und weil es dort zum Lesen zu haben ist, so kauft es sonst fast niemand. So hat das Buch vielleicht viele Leser, aber wenig Käufer — eine Klippe, an der schon manches schöne literarische Unternehmen gescheitert ist.

Die öffentlichen Bibliotheken sind im allgemeinen in stetem Wachstum begriffen; die Familienbibliotheken scheinen eher abzunehmen oder gänzlich zu verschwinden. Was sich heute an Büchern, die illustrierten Zeitschriften ausgenommen, im Besitze der bürgerlichen Familien findet, das sind einige Andachts- und Erbauungsschriften und sonst nur ganz wenige Bücher, die zudem noch von den Eltern und Großeltern herkommen. Das heutige Geschlecht schafft sehr selten Bücher an. Und doch ist es etwas ganz anderes, ob ein Buch nur für wenige Wochen, als flüchtiger Gast und Fremdling in meinem Hause weile, um dann wieder in die Bibliothek zurückzukehren, oder ob es mir gehöre als mein Eigentum, ob es gewissermaßen ein Familienkleinod werde, um das sich etwas von des Hauses Zauber webt, ob die Pietät gegen das äußere Buch sich mehr oder weniger auf seinen Inhalt übertrage und ich es von

Zeit zu Zeit hervorhole, um es immer wieder zu lesen. Ja, in den Besitz der Familien sollten gute Bücher wieder mehr kommen. Wenn wir z. B. durch Kolportage eine Anzahl der besten Volksbücher, vielleicht zu herabgesetzten Preisen, in recht viele Häuser bringen könnten, so würde ich diesem mehr rechnen als der Aufnähme der öffentlichen Bibliotheken, die deswegen freilich nicht vernachlässigt werden dürfte.

Aus dem, was wir über die große Bedeutung der Kalender sagten, geht folgerichtig hervor, daß der Kalenderliteratur nach unserer Ueberzeugung die vollste Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte. Wer einen Gegenstand von allgemeinem Interesse volkstümlich und originell zu behandeln, eine kurze, gute, von sittlichem Ernst getragene und mit Humor gewürzte Erzählung zu schreiben versteht, der liefere so etwas dem Kalender! Ich bin überzeugt, daß gerade die Verleger unserer Appenzeller Kalender für gute Beiträge stets dankbar sein und auch einem wohlgemeinten Räte ihr Ohr nicht verschließen werden.

Möge denn überhaupt zur Hebung der Volkslektüre alles getan und speziell darauf hingearbeitet werden, daß die Familienlektüre wieder mehr an die Stelle der heute alles überwuchernden öffentlichen Vergnügungen und Genüsse tritt! Mir schwebt ein liebliches Bild vor: Die Glieder des Hauses sind an einem Winterabend um den Familientisch versammelt; eines unter ihnen liest vor oder erzählt aus einem guten Buche, wobei sich das Gelesene zumeist den jugendlichen Herzen unauslöschlich einprägt, so daß es noch in spätern Jahren, wenn die Eltern nicht mehr sind, mit den Erinnerungen an das Vaterhaus in ihnen auftaucht und nachklingt, lehrend, mahnend, veredelnd. Möchte die Zukunft dieses Bild wieder mehr verwirklichen! Doch ich komme ins Träumen hinein. Wir müssen aber auf praktischem Boden stehen bleiben, und so schließe ich denn mit dem Antrag, es möchte heute die gemeinnützige Gesellschaft dem Komite die Kompetenz erteilen,

zu den schon bestehenden Spezialkommissionen noch eine Volksschriften-Kommission zu ernennen, welche die ganze Angelegenheit näher verfolgen und für die Hebung der Volkslektüre auf die ihr gut scheinende Weise wirken würde. Die erste Arbeit einer solchen Kommission dürfte wohl die Aufstellung des erwähnten Musterkatalogs sein, woran sich dann weitere Schritte in Sachen anschließen müßten.

Kann ich übrigens denken, daß mancher aus meinen Worten eine gute Anregung schöpfe, die früher oder später zu einer Frucht heranreift, so bin ich schon damit zufrieden und für meine Arbeit belohnt.

